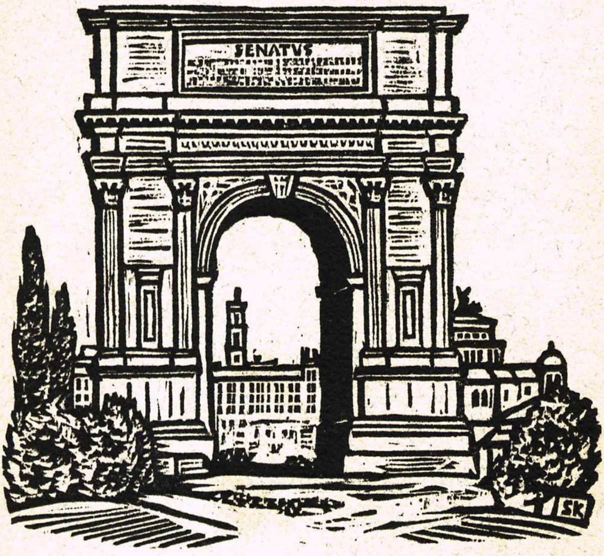
SEBASTIAN

Der heilige Soldat Roms



Georg Weber

Georg Weber: Sebastian

Georg Weber

SEBASTIAN

Der heilige Soldat Roms

[illegible] 1939.

1939

Vestische Druckerei- u. Verlags-A.-G., Recklinghausen

Vignette auf dem Umschlag: „Titusbogen",
Holzschnitt von Bruno Skibbe.
„Sebastian" Seite 33, Schnitt von Franz Mayer.

Drückende Nacht liegt über den sieben Hügeln. Leise schlägt das Herz der Welt. – Nur jenseits des Tibers, in den Gärten des Kaisers, herrscht Leben. Der Herrscher der Welt feiert seine Nacht. – Unter dunklen Zypressen schimmern die Loriken der Wachtposten, und Goldhelme umrahmen die harten Gesichter dieser Nacht. – Mädchen lächeln die Unerreichbaren an. Offiziere ziehen ihre seidenen Togen zusammen und versinken im Dunkel des weiten Gartens. Schwere Schläge der Riemenschuhe verhallen in schlafenden Bäumen. – – –

Weiter, zu den Hallen hin, wo afrikanische Spieler betäubend einen Zauberer auf Holzflöten begleiten; weiter, wo numidische Tänzerinnen ihre samtbraunen Glieder wiegen im Takte reißender Tambourine. Offiziere sehen lächelnd zu, und mit geilen Blicken schauen Höflinge auf die schlanken, schönen Schenkel der Tanzenden; weiter, bis an jenen Raum, an dessen Vorhang nur gedämpft gesprochen wird. Zu beiden Seiten des Einganges stehen Männer in purpurnen Kriegsmänteln, den Leib decken

Silberpanzer. Ihre Gesichter scheinen in Bronze getrieben, und die Fäuste halten nackte Schwerter - Offiziere der Prätorianer. -

Für diese Wache gibt es ein Gesetz, das allzu grausam scheint: Lösen sie nur einmal durch ein Wort ihr steinernes Wesen, fällt ihr Haupt unter dem Beil. -
In dieser Nacht sind es die Centurionen Brutus und Sebastianus. Sie stehen Wache vor dem Herrn der Welt, der jetzt in jenem Gemache bei der schwarzäugigen Araberin liegt, die er aus dem Osten mitbrachte.

Brutus, eine hohe Gestalt, ein seltenes Ebenmaß der Glieder, einer jener Centurionen, die man bei Paraden liebt. Und doch, sein Blick verrät es, in jenen Augen ist nicht Freude, in jenen Augen liegt Wehmut, ist Leid. Ein Mensch, inne allen Glückes, leidet, leidet um das, was den meisten ein gesetzlicher Begriff ist, leidet um Wahrheit. Einer von den wenigen, die nach Wahrheit streben unter den Unzahlen, die den Helm des Imperiums tragen. Die Unzahlen kennen neben Leder, blankem Eisen und rauhem Gesang nur noch das Betäuben. Sie wollen nicht wach sein, denn dann, so ahnen sie, ist das Leben grauenhaft. -

Die Wenigen aber suchen und leiden, ringen und verkommen jagend nach Wahrheit. Da sie sie nämlich gefunden glauben, sie in den Händen zu halten wähnen, schlägt ihnen die Enttäuschung von hinten ihre sirrende Peitsche ins Gesicht.

Brutus war einer von jenen, die suchten. –

Am Morgen wurde die Wache eingezogen.

Sebastian, ist das in Wahrheit das Letzte: im Staat der Kaiser? Ist das eines ganzen Lebens Sinn? Ist das das Feste im Kreisenden: die göttliche Ehre dem Höchsten im Staat oder die Götter, die wir da glauben, die aber einen Menschen steinern anstarren, wenn er vor ihnen liegt, Wahrheit von ihnen zu fordern? – – –

Bleiern liegt die Sonne über der Siebenhügelstadt. Alles Leben scheint erstorben. – Die Posten vor der Villa des Präfekten sind zu Figuren geworden. – – –
Ein Reiter pariert an der Straße, führt sein Tier in den Schatten und geht durch die Halle. Die Wachen grüßen mit den Schwertern. An der Rüstung erkennen sie den Centurion.

»Melde mich dem Präfekten,« ruft er in den Raum der Wachen, und einer der Soldaten eilt in das Innere des Hauses. Cajus rückt seine Rüstung zurecht, verteilt die Falten des Rockes gleichmäßig und zieht den Helmriemen an.

Hastig geht er in der Halle, sich immer wieder musternd, auf und nieder und bemüht sich, das Zuschauen der Wachsoldaten zu übersehen.

»Der Präfekt heißt dich willkommen und bittet dich ins Atrium«. Cajus Cornelius, denn so heißt der Centurio, folgt dem Sklaven, der ihn an der Tür höflich begrüßt.

Als er das Atrium betritt, erhebt sich der Präfekt und kommt einige Schritte auf ihn zu. »Was bewegt dich bei solcher Hitze hierhin, Cajus? Du wirst mich gerne zu meinen Thermen begleiten«. Langsam gehen beide aus dem Raum durch eine hohe Halle. Mattes Licht schimmert auf den schwarzen Marmorsäulen, und der Widerschein der hellen Bodenplatten läßt das dunkle Gold der Decke erkennen. –

»Präfekt, du weißt von jenem Streit unter den Mannschaften, die . . .« »Streit unter den Mannschaften? Ich weiß nichts!« »Streit um den Centurio Sebastian. Die einen sagen, daß er einer der besten Offiziere der Legion sei, dem gegenüber steht – – kurz gesagt, Sebastian ist Christ! – – –«

Cajus kannte seinen Präfekten gut genug, um zu wissen, daß er nur zu überrumpeln war. Der feine Römer war kühl, selbst im Schwierigsten äußerlich gleichgültig. Ruhig und langsam beigebracht, hätte er es lächelnd bestätigt, daß Sebastian Christ sei und Cajus nicht die Freude gemacht, sich darüber sonderlich zu erregen. Cajus beobachtete ihn: eine sehnige, schlanke Gestalt. Jeder Muskel seines Körpers deutete, daß er ihn zu straffen wußte.

Leicht vornüber geneigt, schritt er federnd, und es schien, als sei er alleine und nur mit sich beschäftigt. In ihm aber kämpfte der Haß gegen das Christentum, – denn dieses Christentum hielt er für die letzte Quelle aller staatsumstürzenden Ströme – gegen die Liebe, die er zu jenem Sebastian hegte; Liebe, weil er einer der wenigen war, die nicht nach Geld und Würde krochen, die nicht mordeten und vergifteten, die nicht logen und Verrat übten um ihres Gewinnes willen, die, kurz, nicht waren, wie der quallige Plebs, der sich frech »cives romani« nannte. Er liebte ihn, weil er wahrhaftig war.

»Sebastianus sei Christ, behauptest du. Bist du dessen so sicher, denn er ist doch einer der bekanntesten Offiziere beim Kaiser?«

»Präfekt, du wirst verstehen, daß es mir schwer ist, einen Kameraden anzuzeigen. Aber die Pflicht gegen den Staat geht vor persönliche Bindungen.« »Du Hund!« dachte der Präfekt und sagte: »Du hast Recht. Aber dennoch wäre eines nützlicher. Mit der Vernichtung derer, die wir als Christen kennen, ist noch längst nicht das Christentum vernichtet. Mach dir eine Aufgabe daraus, Sebastianus zurückzurufen, damit dienst du einem Kameraden und erhältst dem Kaiser einen guten Offizier.« – – –

Zu beiden Seiten des Ganges sind im Licht der roten Fackeln die Grabplatten zu erkennen, und vielfach hallt der Schritt in den Gewölben wieder. Sie kennen alle diese Stätten, Legionen sind ihre Zahlen, in denen die Toten des Gottesreiches ruhen, wo die Gefallenen der Weltenschlacht ihren letzten Schlaf tun. - - -

Weit hallt der Schlag der Stiefel - und wieder liegt nächtliche Ruhe über den Katakomben. - - -

Plötzlich erweitert sich der Gang zur Halle. Eine Lampe verbreitet gedämpftes Licht. Längs der Wände lösen sich aus dem Dunkel Männer, alle in Panzern, die Schultern umhüllen rote Soldatenmäntel, und ihre Helme sind die der Kaisergarde, die der Prätorianer. Die Schar der Soldaten ist die Gemeinde der Garde. Am Eingang kniet im weißen Leinenmantel, Brutus, Offizier des Kaisers.

Der Priester tritt ein; langsam schreitet er auf Brutus zu

»Was verlangst du von der Kirche?«

»Den Glauben!«

»Was gibt dir der Glaube?«

»Das Leben!«

»So empfange das Zeichen des Kreuzes sowohl auf der Stirn als auch im Herzen. Empfange den Glauben an das Gesetz Gottes und lebe, auf daß du allezeit ein Tempel des Höchsten bist. –

Ich beschwöre dich, unreiner Geist, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, daß du zurückweichest von diesem Diener des wahren Gottes, denn das befiehlt dir derselbe, der den Petrus hielt, als er auf dem Wasser ging. – Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!«

Wasser fließt über das Haupt des Soldaten. –

»Brüder, ein neuer Soldat ist in die freiwillige Legion Christi eingetreten«, beginnt der Priester seine Predigt an die Gemeinde. »Wir wollen uns freuen. Trotz allem, was uns täglich anficht, trotz aller Folter und Henker; wir haben die Freude, mehr noch, wir haben sie erst wahrhaftig. Unsere Freude löst keine Trauer aus, wie das der großen Welt eigen ist; unsere Freude gründet tief, sie folgt der Erkenntnis und der Entscheidung. Wir erkannten die Wahrheit, wir vernahmen im Geschrei der Stadt den Ruf

Gottes. Ihm gingen wir nach und erkannten in ihm das Licht der Wahrheit. –

Gott schenkte uns die Gnade und wir glaubten an sein Wort, erkannten seinen Willen; bis dahin hatten wir ihn im Geschick oder in der Natur wahrgenommen, jetzt erkannten wir diesen Willen. Wir haben uns für den Weg zu Gott entschieden und nehmen seinen Willen als Gesetz. Das Wissen, auf seinem Weg zu gehen, unter seinem Gesetz, ist unsere Rechtfertigung und damit unsere Freude.

Dieses sage ich euch heute an dem Tage, da ein neuer Freiwilliger eintrat in die Legion Christi. Geht! geht mit festem Schritt euer Leben, aber prüft jeden dieser Schritte, zu welcher Höhe er euch trägt.«

– Und segnend hebt der Priester die Hand.

Der Mond gießt Silber über die Stadt. Sebastian und Anternus bleiben eine Weile auf dem Hügel stehen und lassen dieses Bild auf sich einwirken:

Rom, die Stadt ihres Lebens, die ihnen Freude und Herbheit mit übervollen Händen gibt. »Komm, Anternus, die Hirten warten auf uns«, und wie Knaben rennen sie den Hügel hinab durch die Schafspferche auf eine Hütte zu. »Urbs« werden sie aus dem Dunkel angerufen, »et orbs pro Christo« antwortet Sebastian. Ein Hirt tritt auf sie zu und winkt, ihm zu folgen. Über den Hof führt er sie zur Heuscheune. Sie lösen Stiefel und Panzer und werfen sich ins Heu. »Soldaten schlafen überall wie zu Hause. – Alter, wir danken dir, daß du so lange auf uns gewartet hast.« »Das ist gern geschehen, schlaft gut.« Der Hirt geht mit dem Öllicht davon. –

Ruhe – Ein Tag großen Erlebens ist für jene beiden Menschen vorüber. Ruhe – der Atem geht tiefer, und leiser kreist das Blut.

Sebastian:

»Es hat großen Wert, einmal aus der Hast eines Tages den Nachthimmel zu schauen. Wir finden unserem Leben die große Richtung wieder. – Im Nahgefecht kannst du die Schlacht nicht überschauen!

Ich habe oft in solchen Nächten mit mir selbst gestritten, ob Schwert und Lorika überhaupt unter dem Kreuze stehen können, oder ob sie nicht, Widersacher des Kreuzes, es unmöglich machen, zu Christus zu gehören.

Ruft nicht der Herr: Laß das Schwert, denn das Schwert ist der Tod! Wirf es aus der Hand, aus der Hand eines Lebenden, und ein ohnmächtiges Stück Stahl wird am Boden liegen. Dann aber schrie die Klinge durch meine Glieder: Sei hart wie ich! Wirfst du mich fort, verachtest du mich, dann wirfst du deine Härte, dein stählernes Ich, den Kampf von dir. Du wirst kampf- und kraftlos.

Kraftlose verenden!

Wieder sah ich den Herrn, er trat vor mich, ich konnte ihn nicht anschauen, doch ich spürte, seine Hand berührte mein Schwert. – – –

Beim werdenden Morgen sagte mir etwas, daß mein Drang zum Krieger nicht vom Bösen war. Es kann nicht sein, daß die Sehnsucht in einem Menschen, die von Kind-

heit an gewachsen, schlecht ist. Es gibt zwei Menschen, jeder hat eine Sendung, einen Befehl. Für keinen gilt der Befehl des anderen, denn jeder hat seinen Befehl. Es sind eben Verschiedene; die, die erobern oder verteidigen, jene, die bauen, die gewonnenen Boden umfurchen und nützen. Denn wozu erobern? Es kann kein Krieg um des Eroberns willen sein, kein Kämpfen, weil das Bauen zu langweilig ist; denn deshalb kämpfen die Piraten. - Nein, dieser Kampf, von den einen zum Erobern geführt, von den anderen zum Säen genutzt, ist der Streit zwischen Gott und Hölle; er wird fortgerungen bis zum letzten Siege.

Sieg, Anternus! Sieg ist ein herrliches Wort. Sieg gleicht heller Flamme, lodernd im Winde rauschender Fahnen. Sieg erwartet, erhofft, erglaubt, auf daß ein Reich der Menschen werde, die in sich selbst den Feind mit eherner Gewalt zu Boden werfen, der Menschen, die die Freiheit Gottes besitzen.«

»Sebastian, wenn du von der Freiheit Gottes sprichst, weiß ich nicht, was du damit sagen willst, denn von Freiheit sprechen alle, und jeder meint etwas Anderes.«

»Gott schuf im Menschen, der sich für und gegen ihn entscheiden kann, seine größte Verherrlichung. Wenn wir uns einmal für das Reich Gottes entschieden haben, gehen

wir in seiner Bahn. Oft ist es so, daß der Mensch ganz im Banne Gottes ohne Halt auf ihn zueilt; anders ist es möglich, daß er Gott als zwingenden Befehl sieht, dem gegenüber er ja sagen muß. Aber die Freiheit Gottes besitzt nur, wer jeden Schritt auf den Herrn zu tut, freiwillig und nicht aus Zwang, sondern weil er weiß, ich gehe zu Gott, und eben Gott seine Freude ist. Ich glaube, Anternus, du verstehst mich! – – –
Sieh . . .

In der Wüste tritt dem Meister der Teufel entgegen. Er will den Gottessohn versuchen, ihm sein Eigen nehmen. Schmeichelnd fängt er an: Du hast Großes vor; ich will dir den Weg zeigen, die Menschen zu gewinnen, denn ich allein habe sie bisher gewonnen. Ich will dir mein Geheimnis sagen: Mach aus diesen Steinen Brot! – Warm und weich wollen sie leben. Gib ihnen Brot, und alle werden anerkennen, du seiest der Rechte. Geh ja nicht falsch an sie heran. Mit Ideen kannst du sie nicht füttern und mit Wahrheit bekommst du sie nicht satt. Ich sage dir: Mach aus diesen Steinen Brot! – – –

Und der Böse führt den Herrn auf die Zinne des Tempels: Über dieses Reich willst du herrschen! – Von hier schaust du

es gut. Du mußt hoch über ihnen stehen, wo du ihren Jubel hörst, ihnen aber nicht in die hungernden, hassenden Augen schaust! Laß sie nicht einsam werden, laß sie nicht denken, sonst ist deine Macht auf den Sand gebaut. Zeige ihnen etwas. Laß sie schauen, bis ihnen die prachtgeblendeten Augen zufallen. Zeige ihnen deine Macht in all ihrer Weite. Stürze dich hier hinab und lasse dich von deinen Engeln auffangen, keiner wird zweifeln; dich sendet der Himmel.

Des Meisters Nein reizt den Satan zum letzten Versuch. Ich mache dich glücklich; quäle dich nicht um deine Aufgabe, tritt hinauf aus der stöhnenden, blutenden Welt. Im Anfang schuf Gott sie gut. Nimm auch du sie nur als gut und übergehe im Namen dieses Guten das Elend, du änderst es doch nicht. Besitze das Schöne und Reine. Im Namen des Gesunden tritt das Kranke und Schwache tot; es entweiht deinen heiligen Raum, den Tempel deines klaren Lebens. Zeige vor dieser breiten Masse nicht deine Sendung, die Welt ist ihrer nicht wert. Übertöne ihren Schrei nach dir. Lebe in der ersten, sündlosen Schöpfung, danke mir und bete mich an!

Weiche, Satan! – – –

Wenn der Böse dir Ähnliches sagt, schlage mit der Peitsche nach ihm. – – –«

Klar steht die Nacht über der römischen Ebene. Friede! Friede ist über der Welt. Der Friede, der nicht Ruhen des Krieges ist, sondern der überwältigende Friede Gottes.

Vom Garten her durchweht der Duft des Blühens die Halle. Dunkle Pinien werfen ihre Schatten in das Hell des Morgens.

Gleißend rinnt aus granitenen Wolfsmäulern Wasser in das marmorne Schwimmbecken, und immerfort verlaufen die Kreise, einer den anderen treibend. Die junge Sonne durchstrahlt das perlende Spiel des Wassers, durchstrahlt den Taunebel über den Blütenstauden und blendet die Tropfen an den Halmen, bis sie sich selbst verzehren.

- - - - -

Chromatius tritt aus der Halle in den Garten. Mit leichten Schritten geht er zu dem Becken, wirft seine Toga ab, und seine Glieder spannen sich zum Sprung. Steil stößt er ein; mit langen Schlägen treibt er durch das Wasser. - Sein schöner Körper gleitet mit stählernem Schwung - ehernes Spiel der Kraft. Er wendet einige Male und reißt sich dann mit einem Sprung auf die marmornen Fliesen. Stoßend atmet er aus, und seine weißen, glänzenden Augen schauen in den Morgen. -

»Präfekt!« Ein Sklave ruft aus der Halle und bleibt am Eingang zum Garten stehen.

»Rufus?«

»Der Centurio Sebastian möchte dich besuchen!«

»Laß ihn hierhin kommen!«

Der Sklave läuft zurück. – –

»Sebastian.«

»Ave Chromatius.«

»Schwimmst du mit, Sebastian?«

»O, gern«. Schnell ist er entkleidet.

Wie Pfeile schießen beide ins Wasser. Knabengleich froh ziehen sie ihre Bahnen, wenden, scherzen miteinander, freuen sich an dem harmlosen Spiel.

Bald kommen sie mit entspannten Gliedern an Land und gehen langsam über den warmen, weißen Stein. – –

»Sebastian, nun, du wirst wissen, was mich dich herrufen ließ. Du bist Christ!«

»Weil ich es bin, Chromatius, kann ich nicht lügen. Natürlich, ich bin Christ.«

»Das habe ich nicht anders erwartet!

– – Du wurdest als Christ bekannt, und da konnte ich nicht mehr glauben, daß sie alle Verbrecher sind, diese Christen.

– Ich umrede nicht gern meine Bitten: Sage mir, was es um sie ist!«

»Gut, ich kann dir hier nicht von der Lehre sprechen; denn diese ganze Größe wirst du nie in ein Gespräch fassen können. Aber die Art will ich dir zeigen, die uns so verschieden macht von allen anderen.

Du spürst eine Spannung zwischen uns und den übrigen. Frage einmal, warum man uns verfolgt. Weil wir einander lieben, weil wir eine Gemeinde sind, die füreinander steht, wo die Starken die Schwachen schützen? Nein! Je lauter wir werden, umso mehr wird die Stadt uns zu überschreien suchen. – Christus kam und schlug die Welt in zwei Teile, in Licht und Nacht, in solche, die für und solche, die gegen Ihn sind. Diese Teile sind geschieden und kämpfen gegeneinander. – Kannst du kampflos bleiben, wenn du zwischen die Schlachtreihen gestellt bist; kannst du dein Schwert zerbrechen, wenn der Feind schon seine Waffe auf dich schwingt; kannst du den Helm lösen, wenn die Reiter die Phalanx zu umklammern suchen? Nein, du bist in die Schlacht hineingeworfen. Richte dich auf und stelle dich fest in den Boden. Mit der Rechten führst du die Waffe, und deine Linke hält den Schild. Du kämpfst,

kämpfst mit in der Schlacht. Und sei gewiß: der Kampf wird brennen, bis ihn Gott selbst in seinem Feuer löscht. – In diesen Krieg habe ich mich hineingestellt und mit meinen Fäusten mitgeholfen, das Geschick der Schlacht zu wenden. Wir können uns mit Freuden hineinstellen, denn wir sind frei von Schuld, wir sind erlöst. Und ist es nicht die schwerste Last, die auf ihnen allen, den anderen, liegt, die Schuld, mit der sie alle belastet sind, die sie nicht tragen können? Christus nahm diese Fesseln ab und zersprengte, was so viele erstickt hat. Er nahm die Schuld, die wir nicht nehmen konnten. Die Erlösung ist unser Mark, ist der Schwung. Sie ist die Zuversicht, ist das Lachen, wenn wir sterben. Darum konnte ich lachend der Gefahr entgegenschauen. –

Im Colosseum stehe ich dicht hinter dem Kaiser und muß Christen sterben sehen. Aber der schneidende Schmerz über den grausamen Tod der Brüder vernarbt in der Gewißheit, daß sie eingehen in die letzte und größte Freiheit. – Und diese Freiheit macht uns todverachtend. Nicht wie den Löwen, der in die Enge getrieben ist, nicht wie den Mann, der verzweifelt um sich schlägt, da hinter ihm seine Vaterstadt brennt, sondern wie den Freien, dessen zwingender Mut jede Gefahr gering schätzt.

So wie ich haben viele getan, und täglich tuen es neue. – Aber du, vergiß nicht dein Amt, denn vermutlich bist du ja noch Präfekt der Stadt,« endete Sebastian lachend.

»Mach' es mir nicht schwerer als es schon ist. Du weißt um meine Pflicht. Über mir stehen Kaiser und Senat. Sebastian, geh' selbst . . .«

»Ja, schon lange warte ich darauf; ich gehe selbst zum Kaiser.«

»Ich werde die Mächte des Schicksals bitten, dir zu helfen.« – – –

Sebastian legt seine Kleider und Waffen wieder an. Der Sklave bringt auch dem Präfekten seine Rüstung, den Riemenpanzer der Kaiserlegion. –

Chromatius erhebt sich. – Sein Körper wird hart und unbeweglich, nur die goldbeschlagenen Lederriemen zittern noch leicht über dem purpurnen Rock, und auf den Silberbeschlägen flimmert das Licht. Hoch aufgerichtet und breit steht er vor seinem großen Kameraden. Sein Blick sucht langsam den des anderen und schaut dann in sichere und ruhige Augen.
»Sei tapfer!«

Sein Gesicht ist von Sinnlichkeit und Ekel geformt, seine Augen scheinen, ohne sich zu weiten und zu engen, Furchtbarstes schauen zu können. Falten vermoderten Adels ziehen scharfe Bogen um den Mund, dessen schwulstige Unterlippe brutal erscheint. Und doch ist dieser Mund ängstlich geöffnet, nach Gefahr spähend. – Unter diesem Kopf ein Leib, der wohl hager und sehnig, aber nicht straff ist, der einmal in seiner Jugend gestählt wurde und davon noch ein verrosteter Rest ist. – Die Toga um seine Schultern sagt jedem: der Kaiser – – –
Um diesen Kaiser eine Halle, deren heller Boden gegen die dunklen Wände und Decken seine Gestalt eigenartig beleuchtet. – Hinter ihm ein riesiger schwarzer Sklave. –

Am Eingang zittert der Vorhang, wird zurückgeschlagen, ein Prätorianeroffizier. –
»O, Sebastian, Centurio, es freut mich, dich zu sehen.« Sein Mund zieht sich beim Anblick des Soldaten zu einem breiten Grinsen.

»Ave, Kaiser!«
»Was bewegt dich vor mich?«
»Der Präfekt der Stadt schickt mich zu dir – ich bin Christ!«
»Sebastian!« – – –

Der ganze Körper des Weltherrschers bebt. Seine Augen starren verglast auf den Menschen vor sich.

»Sebastian, weißt du, was du damit einem Kaiser sagst?«

»Ich sage damit dem Kaiser, daß ich an den wahren Gott glaube, von dem wir alle, ob wir wollen oder nicht, mit jeder Faser unseres Lebens abhängen, daß ich an seinen Sohn, Jesus Christus, glaube . . .!«

»Schweig, ich kenne der Christen Glauben!«

»Ja, du hast oft genug neben der Folter gestanden und sie gefragt. Wenn ihr Blut verspritzte, hast du erfahren, warum sie noch lachen konnten.«

»Schweig, du hast kein Recht, mir das zu sagen. Ich tat nur meine Pflicht!«

»Hast du da nicht gefühlt, daß eine stärkere Macht in ihnen ist als du sie hast, Kaiser! Und diese Macht kennt nicht vor Kaisern Halt!«

Der Herrscher schweigt. Das hat ihn zu jäh getroffen. –

»Sebastian, ich will dir verzeihen und es nie gewußt haben, daß du Christ warst.«

»Ich bin Christ!«

»Und dein Eid!«

»Ich habe geschworen, dem Reich zu Schutz und Recht zu dienen. Bis jetzt habe ich dieses Schwert für Rom getragen. Ich trage es mit Stolz.« – –

»Sebastian, besinne dich, wenn du dein Glück liebst. – Wobei soll ich dich fassen, dein Eid ist dir nichts. An die Götter glaubst du nicht. Weib und Kinder kann ich dir nicht auf die Folter spannen. Wobei kann ich dich fassen?!«

Die Lider ziehen sich zusammen. Seine grünlich schillernden Augen blitzen. Die schweren Lippen zittern, und Wut, maßlose Wut bebt über sein Gesicht. Finger für Finger spannt sich seine Hand um den goldgeflochtenen Griff der Peitsche.

»Knie nieder und opfere mir!«

»Ich opfere nur Gott und keinem Menschen!«

Klatschend zuckt ihm das Leder durchs Gesicht. – – –

Ruhig sieht Sebastian ihn an.

»Sieh mich nicht an! Verräter! Weg, weg, hinweg mit dir!«

Durch das appische Tor hallt der Gleichschritt einer Kolonne. Von zwei Centurionen geführt schreitet in ihrer Mitte Sebastian.

Er geht nicht, und sein Schritt ist auch nicht der der Soldaten. Ein rhythmischer Takt der Glieder; er schreitet. Ein Triumphator nach siegreichem Krieg.

Sein Blick ist weit. Nie hat er die Zeitlosigkeit dieser Straße so gespürt wie heute, da er sie zum letzten Male gehen soll. Hier sind die Frühesten seines Volkes gezogen, zu erobern und zu verteidigen. Hier zittert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Herzschlag der Armee, der Marschschritt der ziehenden Legionen. Hier war eine der Lebensadern des Reiches. Und neben den Soldaten sind die ersten des Glaubens gegangen. Sie haben die Frohbotschaft über diese Straße hinausgetragen und die Saat der Lehre nicht zuletzt in die Reihen der Marschierenden geworfen.

An der Seite suchen seine Augen das Grabmal, das den Eingang verbirgt hinab zu den Gräbern. Dort zu dem

großen Sammelplatz der Toten des Gotteskrieges. Trotz der Welt und all ihrer Macht sind sie in den Frieden eingegangen. Einmal haben sie diesen Frieden empfangen, haben ihn mit beiden Händen gehalten und durch die Zeit und den Tod getragen, um ihn jenseits immer zu besitzen. –

Da unten in den schmalen Gängen ruhen ihre Leiber aus von den Schmerzen und Qualen ihres Sterbens. Jetzt scheinen sie heraufzusteigen, stellen sich an den Straßenrand und schauen auf ihn, Sebastian. Sie alle, die Männer und Frauen, die Mädchen und Buben, die man gemordet hat. Sie alle schauen auf ihn, der nun ihnen zugereiht werden soll, und er liest in ihrem Blick seine Rechtfertigung: Er hat nicht zu viel gewagt, doch er ist auch niemals feige gewesen ! –

Die Kolonne gelangt zum Richtplatz. Ängstlich meiden die Soldaten, Sebastian anzuschauen, und sein Blick sucht nicht den ihrigen. Er will ihnen ihr Tun nicht schwerer machen als es schon ist.

Er wird an einen kahlen Baum gebunden. Die Centurionen treten zurück. –



Befehl! - - - Pfeile! - - -

Fast alle treffen seinen Körper. Leblos sinkt er zusammen. Ein Lächeln liegt auf seinem Gesicht. -

Triumphator! Sieger eines großen Krieges ! ! ! - - -

Längst steht die Sonne hoch. Unter der Hitze ist der weite Richtplatz erstorben. Nur an jenem blätterlosen Baum liegt der zusammengebrochene Körper des Hingerichteten. - -

Von der Straße her kommt ein Weib geradewegs auf die Richtstätte zu. Sie beugt sich bei dem Körper nieder; in ihren dunklen Augen stehen Tränen. Seltsam, alle Pfeile haben nur Glieder getroffen, welcher gab ihm den Tod? - Hastig greift sie nach der Hand. - Ein Strahl der Freude erhellt ihr Gesicht: Er lebt noch. Mit sicheren und zarten Händen löst sie die Pfeile aus den Wunden. Schnell hüllt sie den Leib in ein Linnentuch, und mit großer Mühe schleppt sie den Todwunden davon. -

Hell scheint das Licht in das kleine Gemach. Auf dem Tisch stehen Schalen und Gläser; vielfältig spielt in ihnen das Licht. Die weitesten Strahlen der Sonne berühren einen Kranken, der auf einfachem Lager in der Ecke des Raumes gebettet ist. Weiße Verbände, durch die hier

und da das Blut gedrungen ist, deuten auf viele Wunden. -

- Unruhig wälzt sich der Fiebernde, schmerzhaft verzerrt sich sein Gesicht, und die Hände tasten noch im Schlaf nach den verbundenen Wunden.

Am Fuße des Bettes sitzt eine junge Frau, Irene nennt sie die Gemeinde. Ihr Mann starb vor vier Jahren den Heldentod für Gott. - - - Er war Fechtmeister bei den Flaviern. Einer der Söhne des Geschlechtes bat ihn, sie zu den Opfern zu begleiten. Er entschuldigte sich, und der alte Vater der Familie, der Zeuge des Gespräches gewesen war, klagte ihn bei Gericht an. Nach einer heftigen Auseinandersetzung, in der die Söhne gegen ihren Vater auftraten für den Lehrer, wurde er zum Tode verurteilt. Den Blick auf sein Weib gerichtet, fiel er unter dem Schlag eines Tigers. Dieser Blick hatte sie nie verlassen, in ihm hatte so viel Hoffnung und Zuversicht gelegen. - - -

Nun schaut sie auf den Schlafenden, der Jahre hindurch die ärgste Not von ihr gebannt hat. Bangen Herzens war sie zur Richtstätte geeilt und glücklich, mit allem Glück einer jungen Frau, hatte sie noch Leben in ihm gespürt. Sie liebt ihn; er ist gut, und sie liebt seinen Adel. Sie

liebt ihn nicht mit dem Wunsche, ihn zu besitzen; sie liebt ihn als Christin. - - -

Die Sonne sinkt langsam, und schräger fällt das Licht durch die Fenster. Sie steht auf und legt nasse Tücher auf seine fiebernden Pulse. Es ist ihr Freude, dem entgelten zu können, der sie in der schwersten Zeit ihres Lebens gehalten hat. Oft herb und hart hat er sie behütet. Er hat sie fraglos geliebt; Nächte hat er für sie gewacht. Aber er ist geblieben, der er gewesen: Sebastian, Soldat.

Jetzt dehnt er seine Glieder, schmerzhaft verzieht sich sein Mund. Ein leises Stöhnen kommt von seinen blutleeren Lippen, und langsam öffnet er die Augen. - Er schaut in den Raum, in das matte Licht. -

Die versinkende Sonne scheint nur noch schwach durch die kleinen Fenster, und in den Gläsern auf dem niedrigen Tisch verspielt das schwindende Licht seinen letzten Glanz. -

Mit beiden Händen faßt er die des Kameraden: »Brutus«. »Sebastian! Du lebst?!«

»O, sicher, der Herr hat seine Macht gezeigt. Ich lebe noch oder besser, ich lebe schon wieder. Dem Tode zum Trotz. – Aber du hast mir eine große Freude gemacht, daß du gekommen bist. – Ich werde nicht mehr leben wie bisher. Noch einmal werde ich in des Feindes Phalanx brechen, und dann ist es aus. Noch einmal werde ich dem Kaiser vor die Augen treten.«

»Er wird dich sofort töten, aber so, daß du nicht mehr lebst.«

»Das mag sein, aber dann ist er geschlagen. Noch mehr, es ist nicht mein Wille. Etwas sagt mir, daß ich ihm gegenübertreten muß.«

»Das Sterben ist leichter als das Leben. Du drängst dich zum Tode, und das ist Flucht!«

»Fast hättest du recht«, lachte Sebastian. »Sieh«, fährt er wieder ernst fort, »jeder von uns hat seine Aufgabe, und seine große Freude ist es, wenn er diese Aufgabe erfüllen

kann, wenn er sie vollendet hat. Wir sind nicht wie alte Togen, die man, wenn sie schon abgetragen, noch einmal brauchen kann. Wir schwingen in einer Bahn, von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende. Und wenn wir am Ende sind, ist eben die Aufgabe, die Sendung erfüllt. – – –

Ich habe an der Spitze der Prätorianergemeinde gestanden. Ich habe manchen dem Kreuze gewonnen. Wenn ich falle, tritt du in die Bresche. Sei ihnen Führer. Sie werden mich nicht mehr sehen. Sage ihnen meinen Gruß, sage ihnen mein Vermächtnis:

Der eine wächst von Kind auf, lernt Fertigkeiten und wird Bürger. Vielleicht entwickelt er seine Fähigkeiten bis zur Grenze des Erlernbaren, dann wird er Halt machen, stehen bleiben vor einer Mauer, die nur der zu übersteigen vermag, der mehr als Wissen hat. Vor jener Mauer, hinter der er ein großes Land mit gewaltigen Höhen und mächtigen Strömen ahnt, vor diesem Lande graut ihm, und er fühlt sich sicherer vor der Mauer, im Raume des Erreichbaren. Und wenn er sie erreicht hat, hört sein Streben auf und macht der Angst Raum, etwas vom Gewonnenen zu verlieren. – Dieser Mensch hat nicht den Willen über sich selbst hinaus. Er stirbt seinen geistigen Tod.

Der zweite ist weiter. Er überspringt die Mauer, die das Wesen vom Wesenlosen trennt, hinter der Menschen beginnen, Geist zu sein. Ob er bei den Vielen etwas gilt, ist ihm gleichgültig, liegt für ihn hinter der Mauer. Am Horizont dieses Landes steht das Ziel, groß und erhaben: Gott. – – –

Sieh, ein neuer Begriff tut sich uns auf: Gott ist eine Kraft und zwar die größte Kraft. Sie zieht magnetisch an, zieht an, ähnlich wie der Sieg in der Rennbahn. Täglich strebten wir und mühten und übten uns, jeder, um der Schnellste, um der Sieger zu sein. Es war das Streben zum Sieg, das uns trieb, uns zog; denn der Sieg steht vor uns und zieht uns auf sich zu, obwohl wieder die Kraft dieser Bewegung von uns ausgehen muß.

Ähnlich dem Siege ist Gott. Indes Er steht über dem Horizont des Landes. Er ist uns Antrieb, wenn wir Ihn einmal geschaut haben. Weil unsere Augen und unser Geist zu klein sind, Ihn zu erfassen, gibt Er uns ein anderes, Ihn zu erkennen, Ihn zu sehen: Den Glauben. Als Überbringer dieses Geschenkes kam der Sohn, Jesus Christus, in Menschengestalt auf diese Welt. Denn nichts anderes sollte und wollte Christus, als uns den Weg freimachen zu Gott. Das ist die Gnade des Herrn,

daß er uns den Weg bereitet, den die Welt verschüttet hat. Wir erlangten diese Gewißheit, die Rechtfertigung und damit die Freude der Gotteskinder. Von dieser Freude wirst du nicht schweigen, und wer erkannt hat, wird in sich wachsend den Ruf spüren, der ihn mitzuteilen heißt, der ihm befiehlt, in den Dienst an den Menschen zu treten, der ihn verpflichtet, Künder der Wahrheit zu sein. – – –

Und du wirst vielen das Ziel zeigen.

Wenn Wolken des Leids und der Not den Himmel unserer Tage verhängen, dann zeige die Wahrheit tröstend den Vielen, die sie für Traum halten. Laß es mit dem Weisen und Zeigen nicht genug sein. Nimm die, die, als sie jenseits der Mauer ankamen, erbebten vor der Weite und die angstvoll auf ihren zitternden Beinen stehen. Sie haben zwar den Weg erkannt und wissen um die Richtung, verloren aber den Mut zu gehen. Nimm sie im Genick und wirf sie auf ihren Weg. Zwinge sie zum Gehen. Kannst du auch keinen Schritt für sie gehen, so wirst du sie doch mit der Kraft deiner Liebe treiben, bis sie mit eigenen Füßen auf jener Bahn schreiten. –

Wenn dich die Gewalt Gottes erfaßt hat, wirst du Felsen schleudern, um auch nur einen einzigen kleinen Menschen

dem Leben zu erhalten. Ertränke das Maß, das die Welt an ihre Menschen legt und messe an dem anderen Wert. Ordne sie nach ihrem Glauben, nach ihrem Wollen. Lasse diese Kraft dich erfassen. Sie reißt dich zum Sieg. In ihr stehst du auf der höchsten Stufe des Menschen. – – –«

Gleißende Sonne liegt über den weißen Marmorstufen der Curia. Prätorianer stehen zwischen den Säulen. Jetzt reißen sie die Schwerter hoch: Ave Caesar! Mit langen Schritten tritt der Kaiser auf die Treppe. Unter den blitzenden Schwertern seiner Garde eilt er seiner Sänfte zu.

Da steht mitten auf den Stufen ein Mann vor ihm. Helm und Panzer eines Offiziers. Wortlos schauen sich beide an. Der Kaiser bleibt stehen, und ängstlich blinzelt er den anderen an. Es durchfährt ihn: ich habe verloren, aber ich will nicht verlieren; ich zerschlage dich doch. Drohend schauen ihn die klaren, gespannten Augen des anderen an, und steinernruhig ist sein Dastehen.

»Sebastian«, haucht er, »was willst du, was willst du von mir? Laß mich in Ruhe!« – Da flieht er den ehernen Blick. »Schlagt ihn tot!«

In der weiten, menschenleeren Rennbahn erschlugen zwei riesige Aethiopier einen Christen.

»Vater, ich habe meine Pflicht getan«, sprach er, und seine Augen verglasten. – – –

Die Wächter an der Rennbahn schleppten den Leichnam des Hingerichteten weg, um ihn auf Befehl des Kaisers in die Kloaken zu werfen. – – –

Doch einige der Soldaten handelten ihnen den toten Körper ab und gaben vor, ihren Offizier mit Kriegsehren bestatten zu wollen – und als die Wächter einen Beutel Silber erhalten hatten, sahen sie nicht, wie der Leichnam weggetragen wurde.

Wie Feuer auf trockener Weide war es durch die Stadt gegangen: Sebaſtian lebt! Und mit gleicher Schnelle wußten auch alle, daß er zum zweitenmal getötet war. –
Am Abend eilten ſie alle, die Heiligen von Rom, hinaus nach St. Pontion. Schweigend ſammelten ſie ſich in den engen Gängen. Die Hirten aus Latium und den Weiden um die Stadt. Adelige und Offiziere, Kaufleute und Handwerker, Bettler und Soldaten, – die Prätorianer.

Leiſe bewegt ſich die Menge. Sechs Soldaten tragen den Leichnam an ſein Grab. Langſam ſenken ſie den Körper in die Wand. – – –

Betend beginnt der Prieſter: »Herr und Gott, Du nahmſt einen der Beſten von uns. Wir tragen Schmerz! Wandle dieſen Schmerz in die tröſtende Freude, einen am Ziel ſeines Weges zu wiſſen. – – –

Du gabſt uns den Glauben, die unverſiegbare Quelle unſeres Seins, die Richtung unſeres Lebens. Laß dieſen Glauben Neue mit der Kraft erfüllen, Streiter zu ſein. –

Er starb, nimm ihn in Dein Reich. Reihe ihn ein in das Heer der Heiligen. - - -

Gib uns allen, wie Du ihm gegeben hast, die Liebe, auf daß ein Strom von Dir zu jedem, von diesem zum anderen und wieder zu Dir zurückfließe, auf daß wir ein Unzertrennliches sind. - - -

Er habe Deinen Frieden!«

Still stand die Gemeinde, Frauen und Männer, Jungen und Mädchen, alle hatten ihn verloren. Kaum einer weinte, sie hielten es des Toten für unwürdig. Dort standen die Soldaten, dort stand Brutus, und neben ihm, kaum einer hatte ihn erkannt, Chromatius, der Präfekt von Rom. - - -

Die Saat ward in die Erde gesenkt, und schon stand die erste Frucht.